



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schollwöck, Gustav: Zwei Schauspiele von Henrik Ibsen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Vorteils den des Nächsten setzt und das Gemeinwohl über das Wohl des Einzelnen stellt. Nach Comte sind alle gesitteten Völker Europas bestimmt, republikanische Staaten zu bilden und sich dann zu einem Bunde zu vereinigen, den ein in Paris tagender Kongreß regiert. Das Eigentum bleibt grundsätzlich unangetastet, nur die nachteiligen Wirkungen werden durch gesellschaftliche und politische Einrichtungen aufgehoben. So wird zum Beispiel die Regierungsgewalt in die Hände des Proletariats gelegt, während die Nationalvertretung vorzugsweise den wohlhabenden Klassen entnommen wird, die damit im Besitze des Rechtes verbleiben, die Steuern zu bewilligen. Das Christentum hat sich überlebt, und die noch übrigen toten Formen werden sich nächstens auflösen, um einem Kultus der positiven Philosophie Raum zu machen, der von der katholischen Kirche das Priestertum und die Ohrenbeichte entlehnen wird.

Neben vielen Dunkelheiten und Wunderlichkeiten begegnen wir bei Comte auch Beweisen eines tiefen und fruchtbaren Studiums der Menschen und Dinge und einer scharfsinnigen Spekulation, und so erklärt es sich, wenn er auch bedeutende Geister zu Anhängern gewann. So den Mathematiker Littré, der Mitglied der Pariser Akademie war, den Nationalökonomem Stuart Mill (den wir als Philosophen durchaus nicht für bedeutend halten), Buckle und den Amerikaner Carey. Wir bemerken noch, daß August Comte nicht mit Charles Comte verwechselt werden darf, dem Verfasser des *Traité de Legislation*, eines Überblicks über die Grundsätze, nach denen die Gesetzgebung zu verfahren hat, der zu den wertvollsten Leistungen der politischen Wissenschaft gehört, die die neuere Litteratur Frankreichs aufzuweisen hat, der aber jeder sozialistischen Betrachtung und Behauptung fernbleibt.



## Zwei Schauspiele von Henrik Ibsen

Von Gustav Schollwöck



Das Schauspiel Ibsens: Ein Volksfeind, schon vor Jahren erschienen, war bis in die jüngste Zeit von den deutschen Bühnenleitern unbeachtet gelassen worden. Seitdem aber der tastende Geschmack unsrer Gesellschaft den norwegischen Dichter immer mehr als einen der Unsrigen feiert, scheint auch dieses Stück, abgesehen von frühern Einzelversuchen, auf unsern Bühnen seinen Einzug halten zu wollen.

Grenzboten II 1890

16

Treten wir zunächst dem Inhalte des Stückes näher. Eine Küstenstadt des südlichen Norwegens verdankt den Bemühungen ihres Bürgermeisters und ihres Arztes, zweier Brüder, die Einrichtung eines hübschen Seebades, das schon nach kurzer Zeit einen vorteilhaften Einfluß auf den Wohlstand der Bürgerschaft ausübt. Aber eine Reihe von Typhusfällen, die während des letzten Sommers unter den vertrauensvoll herbeiströmenden Badegästen ausgebrochen sind, erregt in dem tüchtigen Arzte Mißtrauen gegen sein eignes Werk, und er rastet nicht, bis er der auffallenden Erscheinung auf den Grund gekommen ist: eine sachmännische Untersuchung stellt alsbald fest, daß die städtische Leitung ein von den Fäulnisstoffen großer Gerbereien verdorbenes Wasser aus dem Mühlthal herabführt, das nicht bloß die Brunnen der Stadt, sondern an seinem Auslauf auch die neue Badeanstalt, den Stolz der Gemeinde, verpestet. Der gewissenhafte Doktor Stockmann will diese Thatsache sofort öffentlich erörtern, damit die Wasserleitung schleunigst verlegt werde. Sein Bruder aber will aus Nützlichkeitsrücksichten die Angelegenheit nur amtlich weiter betreiben. Als nun der Arzt noch von einigen Zeitungsschreibern und einem angesehenen Vertreter der Kleinbürger in seinem Widerstand und seinem ungestümen Verbesserungsdrang lebhaft unterstützt wird, stellt der Bürgermeister, um die Bewegung im Keim zu ersticken, rücksichtslos die Forderung an ihn, den für den Ruf der Stadt schädlichen Gerüchten öffentlich entgegenzutreten, damit die schwierige Angelegenheit nur im Kreise der Eingeweihten erörtert und ihre Lösung im Stillen vorbereitet werde. Doktor Stockmann weigert sich dagegen und ist entschlossen, durch einen leidenschaftlichen Artikel im „Volksboten“ die Sache gleich vor die ganze Bürgerschaft zu bringen, und die Redakteure unterstützen ihn in diesem Vorhaben aufs lebhafteste. Doch der Bürgermeister sucht den Löwen in seiner Höhle auf, er beredet Redakteure und Verleger zu einer minder schroffen Auffassung, sodaß diese vom Arzt feig abfallen. Aber dieser ist dadurch keineswegs eingeschüchtert; im Vertrauen auf den gesunden Sinn der Bürgerschaft beruft er eine Volksversammlung, deren Leitung freilich sofort die Gegner an sich reißen, sodaß er selbst nur mit Mühe zum Worte kommt. Da er durch Abstimmung verhindert wird, über die Angelegenheit des Bades zu sprechen, enthüllt er den Leuten eine viel wichtigere Entdeckung, die er in den letzten Tagen gemacht hat: er donnert gegen die Grundlagen unsrer ganzen bürgerlichen Gesellschaft, weil „unsre sämtlichen geistigen Lebensquellen vergiftet“ seien, der ganze soziale Organismus „auf dem pestschwangeren Grunde der Lüge ruhe“! Er überhäuft seine Zuhörer mit dem Vorwurfe der Gewissenlosigkeit, da sie das Emporblühen der Stadt auf dem Moorgrunde von Lüge und Betrug aufbauen wollen. Es ist nicht zu verwundern, daß dem Redner nach dieser Kraftleistung durch eine neue Abstimmung das Wort überhaupt entzogen und das Brandmal des „Volksfeindes“ aufgedrückt wird.

Nach einer solchen Wendung ist Stockmann bereit, auszuwandern. Aber plötzlich wird ihm die Kunde, daß man seine aufwiegelerde Thätigkeit in Sachen des Seebades nur als den Ausfluß schlaue berechnender Selbstsucht ansieht. Er habe nur sich und seiner Familie die Gunst eines geriebenen Spekulanten sichern wollen, der die durch den plötzlichen Kurssturz fast wertlos gewordenen Badeaktien an sich gebracht habe, um später, wenn das Bad durch die unausbleiblichen Verbesserungen wieder in Ruf kommen würde, den Handel mit einem großen Gewinn abzuschließen. Stockmann, seiner Stelle als Badearzt enthoben, durch ein Zirkular unter den „gut gesinnten“ Bürgern jeder lohnenden Praxis beraubt, von dem ihm vorher wohlgewogenen Spekulanten aufgegeben, sodaß ein von diesem seiner Familie bestimmtes Vermögen ihr endgiltig verloren geht, beschließt angesichts dieses völligen Zusammenbruchs, nun erst recht nicht vom Kampfplatze zu weichen und die Auslehnung gegen die „liberale kompakte Majorität“ zu seiner fernern Lebensaufgabe zu wählen. Über der Verkündigung seiner jüngsten Entdeckung: „Der stärkste Mann der Welt ist der, der allein steht,“ fällt der Vorhang.

Der Grundzug in dem Wesen des Doktor Stockmann ist eine vertrauensselige Naivität, eine seelische Blindheit, in Folge deren er wie ein Traumwandler durchs Leben geht. Ein Arzt in vorgerückten Jahren, dem gerade sein Beruf einen tiefen Einblick in die ihn umgebenden Verhältnisse gestattet als vielen andern, erhebt er sich über diese auf den Flügeln eines wolkenwandelnden Idealismus, an den die berichtigende Gewalt selbst der rauhesten, schonungsloseten Thatsache nicht heranreicht. Wie täuschend auch der Dichter die Farben zu mischen gesucht hat, Stockmann ist nicht das Musterbild eines von unbeirrbarer Sittlichkeit erfüllten „Volksfreundes,“ sondern nur ein Träumer, mit all dem Hochmut, der diese Sorte von Menschen gewöhnlich auszeichnet. Die wahre Tüchtigkeit sucht aus den schweren Mängeln der Zeit heraus in unverbrossenem, bescheidenem, geduldigem Wirken das Bessere allmählich und darum mit größerer Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu gestalten. Das ist die Art der wirklich fruchtbaren Naturen. Wenn ein derartiger Charakter in hingebungsvollem Ringen um das Glück seiner Mitmenschen scheitert, dann wird sich dem Beobachter eines solchen wahrhaft tragischen Kampfes das Herz zusammenschüren, und er reicht dem siegenden Besiegten, gerührt und gehoben, die Überwinderpalme. Wer aber zwischen sich und der Gesellschaft von vornherein alle Brücken abbricht, beraubt sich damit selbst der Möglichkeit, noch ferner auf sie zu wirken. Er ist vielleicht ein heroischer Thor, aber jedenfalls ein Thor, und die Schilderung eines solchen erzielt alles eher, als eine erhebende Wirkung. Die Frage, ob Stockmann bei maßvollem Vorgehen nicht doch seine Mitbürger für seine Anschauung gewonnen hätte, sodaß die Gemeinde den unbeugsamen Forderungen des Sittengesetzes nicht minder als den Lockungen des materiellen Vorteils gerecht geworden wäre, ist vom Dichter gar nicht

aufgeworfen worden. Er läßt den Arzt von dem Augenblick an, wo er der Gesamtheit gegenübertritt, sich nur in den rohesten Beleidigungen ergehen. Diese gipfeln einmal in nichts Geringerem als in der Vergleichung seiner Mitbürger mit „gemeinen Bauernklöttern,“ und als ihm einer zuruft: „Wir sind keine Tiere!“ antwortet Stockmann: „Doch, doch, mein Wertester!“ Dies alles, ehe er auch nur einen Versuch gemacht hat, der Bürgerschaft mit Umgehung seines Bruders, eines voreingenommenen Vermittlers, seine Ideen durch das lebendige Wort, oder wenn ihm dieses abgeschnitten wird, durch eine Schrift darzulegen. Sollte unsrer Teilnahme für den Helden kein schwerer Abbruch geschehen, so mußte der Dichter schildern, wie dieser zuerst alle Mittel der Überredung erschöpft, statt daß er als maßloser Polterer von vornherein jede Verständigung abschneidet. Schroff abgewendet von bestehenden „realen“ Verhältnissen, beansprucht er die Rolle und Würde eines Reformators; aber die „verfluchte kompakte Majorität“ hat ganz Recht, wenn ihr vor jenen Weltverbesserern graut, die ihre Rezepte hoch herab aus dem Wolkenkukulusheim anspruchsvoller Theorien holen, um sie nach einer nur auf Schlagwörter eingeschulten Diagnose bei dem leidenden sozialen Körper anzuwenden. Solche Leute bringen, wenn sie wirklich ans Ruder kommen, nur Unglück in die Welt statt der so siegesgewiß verkündigten Besserung. Daß Stockmann ganz zu dieser gefährlichen Sorte gehört, ergibt sich noch mehr aus der unreifen Folgewidrigkeit in seinen Anschauungen, wie er sie im Verlaufe der Handlung zum besten giebt. Im Anfange jubelt er und brüstet sich damit, daß er die große Mehrheit hinter sich habe; er erachtet dies als einen großen Segen für jeden, der in der Öffentlichkeit wirken will. Bald darauf spricht er nur noch von einer „verfluchten kompakten Majorität,“ da sie ja „das Recht nie auf ihrer Seite habe!“ Stockmann nennt es eine herrliche Zeit, worin wir jetzt leben. Er freut sich der Intelligenz seiner Mitbürger, die „Leben, Bewegung, Fortentwicklung in ihre Angelegenheiten bringen,“ aber in seiner großen Rede spricht er von der „ganz außerordentlichen Dummheit der Behörden,“ und stellt diese zum „geistig unkultivierten Pöbel.“ Er erklärt, daß er „leitende Männer in der Seele nicht ausstehen“ könne, weil sie „überall Schaden anrichten“; fast gleichzeitig aber ruft er: „Die Menge ist bloß der rohe Stoff, aus dem wir, die Bessern, ein Volk erst bilden sollen!“ Endlich stellt er auch einen Unterschied zwischen Liberalismus und Freisinnigkeit auf, flucht dem erstern, den er eben noch als seinen unwiderstehlichen Rückhalt gepriesen hat, dagegen findet er nun Freisinnigkeit gleichbedeutend mit Sittlichkeit, und da nur die Vornehmen die wahrhaft Freisinnigen sind, so sind sie auch die wahrhaft Sittlichen. Und das alles unmittelbar, nachdem er seinen Bruder und die leitenden Vornehmen der planmäßigen Vergiftung des sozialen Körpers geziehen hat!

So dehnt sich eine Flut von Widersprüchen schon in der Person des Helden vor uns aus. Aber auch die Charaktere der Nebenpersonen zeigen an

den verschiedensten Stellen einen durchaus brüchigen Guß. So Stockmanns Frau, die den engen Kreis der Familieninteressen mit wohlthuernder Klarheit überfieht. Aber plöglich erfährt fie eine romantifche Wandlung; fie holt zu einer heroifchen Pofe aus, die gar nichts fördert und ihr umfo fremder fieht, als fie vorher mit hausbackener Klugheit ihren Gatten vor jedem unüberlegten Schritte zu bewahren gefucht hat und gleich nach jener unvorbereiteten Aufwallung wieder in ihre frühere Alltagsforge zurüdfällt, gerade in dem Augenblicke, wo ihr Mann, von aller Welt verlassen, wenigstens an feinem Weibe eine mutige Gefährtin, eine geiftige Stütze finden follte. Zum Schluß will Stockmann feine Jungen aus der öffentlichen Schule nehmen, fie zu „freien, vornehmen Männern heranbilden“ und ihnen als „Lebensaufgabe zuweisen, dereinft alle Parteihäuptlinge, diefe heißhungrigen Wölfe, nach dem fernen Westen fortzujagen!“ Er baut rings um fie ein Rebelheim in die Lüfte, das unter dem rauhen Hauch der Wirklichkeit in Trümmer gehen muß, die den verrückten Baumeifter famt den Seinigen unfehlbar unter fie begraben werden. Mit einer folchen nicht tragifch verföhnenden, fondern troftlofen Perfpektive entläßt uns der Dichter.

Man ift heutzutage von gewiffer Seite, freilich mit mehr Eifer als Klarheit, beftrebt, Ibsens fittliche Welt der Nation als unanfechtbaren Gewinn anzuempfehlen, und um ihr Raum zu fchaffen, kämpft man mit Stockmannfcher, prüfungslofer Heftigkeit gegen fittliche Anfchauungen, die mit befruchtender, manchmal gehemnter, aber nie auf die Dauer verfiegender Gewalt das Geistes- und Gemütsleben unferes Volkes durchdringen. Ganz befonders verfuchen jene Wortführer an der stillen Größe Schillers ihren Witz, weil gerade er fo machtvoll gegen den kalten Individualismus zu Felde zog, wie bald nach ihm Fichte feinem Volke vom Geifte der Gemeinschaft und Aufopferung aller Selbftfucht in erfchütternden Worten sprach. Aber das war in ernfter, trüber Zeit. Heute find wir eine große Nation geworden, die inmitten ihrer Errungenschaften jene fittliche Befchränkung fchon etwas leichter nehmen darf. Der Einzelne fordert wieder das Recht des „freien, uneingefchränkten Auslebens,“ das er in den Tagen nationaler Not gegenüber den mächtigern Interellen der Gefamtheit unterdrücken mußte. Und um das neue Evangelium den in der Auffaffung feiner edelften Lehrer und Bildner noch befangenen Schichten unferes Volkes annehmbarer zu machen, knüpft man am liebften gerade an diefe an, ganz fo, wie einft die Koryphäen der Jenaer und Berliner Genialitätsepoche fieh an Fichtes Rockfchöße hängten. Aber der Begründer der idealiftifchen Wiffenschaftslehre versteht fein „absolutes Ich“ nur als ein folches der intellektuellen Anfchauung, als ein Ich, das noch nicht Individuum ift. Mit dem Begriff des Individuums verbindet er auch fogleich die Vorftellung von einer Mehrheit folcher, denn „das Ich kann zur Selbftbeftimmung nur durch ein Vernunftwefen follzitiert werden; es muß also nicht nur die Sinnenwelt,

sondern auch andre Vernunftwesen außer sich denken, also sich als ein Ich unter mehreren setzen.“ In der „Kritik aller Offenbarung“ erklärt er ferner: „Es ist das einzige absolut gültige Objektive, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß jedem Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist.“ Von hier zur Anerkennung der Gleichberechtigung dieser Einzelichs ist nur ein Schritt, und so wird jedes in seiner Bethätigung beschränkt durch die gleichberechtigte Bethätigung der andern. Nur der oberflächliche Sinn eines Friedrich Schlegel konnte seine aufdringlich gepredigte Willkür des Subjekts an jene Lehre anknüpfen, um daraus eine Weltanschauung zu gewinnen, worin der schlaraffenhafte Müßiggang und die freche Nacktheit seiner „Lucinde“ ihre ästhetisch-sittliche Begründung finden sollte. Dagegen nannte er Schiller „moralisch bleiern,“ sprach von dessen „erhabener Unmäßigkeit“ und machte sich über Gedichte wie die „Würde der Frauen“ im frechsten Tone lustig. Ibsen selbst ist ja weltweit entfernt von einer solchen Auffassung; sein Wollen ist tief sittlich. Aber, wie noch genauer zu erweisen sein wird, es fehlt ihm die folgerichtige Klarheit, um alle Trugschlüsse abzuweisen, die sich an seinen Hauptgrundsatz von der freien Bethätigung des Einzelnen als aufdringliche Trabanten heranschmeicheln. Dieser Grundsatz hat ja in unsrer sittlichen Welt Gültigkeit nur in dem Sinne, daß jeder Charakter sich folgerichtig in Treue gegen sich selbst entwickeln soll, aber nur bis zu der Grenze, wo diese Treue in einen allerdings verhüllten Egoismus umschlägt und darum unsittlich wird. Die wahre Sittlichkeit erschöpft sich nicht damit, daß man einseitig die Rechte der Persönlichkeit, deren Pflichten gegen sich selbst betont; zur sittlichen Vollendung strebt in Wahrheit nur der, der den oft schwer erkennbaren Pfad zwischen diesen Pflichten und den Pflichten gegen andre einzuhalten sucht. Und hier, auf dieser schmalen Grenze ist es, wo die Blüten echter Tragik in Überfülle sprießen. Wenn Nora ihren Gatten verläßt in dem Augenblicke, wo sie dessen sittliche Unzulänglichkeit erkennt, so handelt sie recht; wenn sie aber den Staub ihres Puppenheims so gründlich von ihren Fersen schüttelt, daß sie, um nur sich selbst zu befreien, sich aller Pflichten gegen ihre Kinder entschlägt und sie dem Verkommen in der Stidluft des väterlichen Heims aussetzt, die ihnen den unumgänglichen moralischen Sauerstoff nicht zuführen wird, so handelt sie unrecht. Der Dichter hat es in seiner sittlichen Einseitigkeit nicht vermocht, einen befriedigenden Ausweg aus diesem ernststen Zwiespalt zu finden, und er lag doch für sein sonst so mutiges Zugreifen sehr nahe!

Der letzte Grund, worauf sich diese Einseitigkeit Ibsens aufbaut, ist der, daß er nicht allen Lebensformen mit gleicher Vorurteilslosigkeit beobachtend gegenübertritt und daß er darum alles eher ist als der „große Realist.“ Es ist seinem neuesten Werke vorbehalten geblieben, sich sogar in das Gebiet einer blühenden Phantastik zu verlieren und damit die Befürchtung aller derer zu zer-

stören, die seinem Schaffen bedenkliche Nachwirkungen auf Geist und Gemüt des jungen Geschlechts glaubten zuschreiben zu müssen. Ich meine das Schauspiel: Die Frau vom Meer.

Das moderne Drama ist die Darstellung eines Vorgangs, worin sich das Schicksal der beteiligten Hauptpersonen als das folgerichtige Ergebnis ihrer in sittlicher Freiheit und darum eigenster Verantwortlichkeit unternommenen Handlungen erfüllt. Sehen wir zu, wie Ibsens neuestes Stück dieser Forderung entspricht.

Sohnston, der Untersteuermann eines Schiffes, das Havarie erlitten hat, lernt bei einem Besuche des Leuchtturms von Skiolbvik die Tochter des Berwalters kennen. Er erklärt ihr kurzweg, daß sie sich mit ihm verloben müsse — sie hat keinen Willen in seiner Nähe. Eines Morgens zieht er einen Ring vom eignen und einen von ihrem Finger, fügt sie zusammen auf einen Schlüsselring, sagt, daß sie sich jetzt dem Meer vermählen müßten, und wirft die Ringe weit hinaus in die Flut. Dann verreisst er. Ellida — so heißt die Heldin — kommt bald darauf zur Besinnung und schreibt ihm wiederholt, daß zwischen ihnen alles zu Ende sein müsse. Sohnston antwortet immer nur, ohne ihre Absage mit einem Worte zu berühren, daß sie auf ihn warten solle. Der Briefwechsel schlummert endlich ganz ein, und Ellida folgt etwa fünf Jahre nach jener seltsamen, von ihr aber aufs bestimmteste wieder gelösten Verlobung dem Doktor Wangel als dessen zweite Gattin. Zwei Jahre darauf beschenkt sie diesen mit einem Knaben, der aber bald stirbt. Die beiden Töchter aus der ersten Ehe des Doktors, bereits erwachsen, stehen der Stiefmutter mit passiver Feindseligkeit gegenüber. Sie selbst liebt ihren Mann herzlich und wird ebenso von ihm geliebt. Aber der Vorgang, der sich vor zehn Jahren draußen an der Klüfte abgespielt hat, beschäftigt sie noch immer insgeheim, und diese Unruhe, der stille Kampf gegen den widrigen, aber nicht überwundenen Eindruck jener Stunde raubt ihr die klare Sicherheit im Kreise ihrer Pflichten, durchweht das Haus des Doktors mit einer von keinem Familienglied offen bekannnten, aber allen peinlich fühlbaren Frostigkeit. Da erfährt Ellida aus der Unterhaltung mit einem Freunde des Hauses, daß Sohnston aus Zeitungen ihre Vermählung entnommen und in Schmerz und Wut darüber ausgerufen habe, sie sei dennoch sein und sie müsse dennoch ihm folgen. Die Kunde vermehrt ihre Unruhe bis zur Unerträglichkeit, sie teilt sich ihrem Manne mit und klagt sich an, daß der Knabe, der doch Wangel's Sohn war, das eigentümlich irrisierende Auge jenes fremden Mannes gehabt habe, und darum will und darf sie ferner mit Wangel nicht mehr als dessen Gattin zusammenleben. Kaum hat sie sich diese Last vom Herzen geredet, als Sohnston selbst erscheint, um sie zu holen. Ellida weist ihn erst aufs schroffste zurück, dann aber fleht sie zu ihrem Gatten: „Rette mich vor diesem Mann — schütze mich vor mir selbst!“ Sie fordert nun von ihm die volle Freiheit wieder, um ganz unab-

hängig entscheiden zu können, welchem von beiden sie fortan angehören wolle. Und als Wangel dies gewährt, erleidet sie die plötzliche Wandlung, daß der Fremde jede Anziehungskraft für sie verliert und daß sie nun zu einem wahren Herzensbund ihrem Gatten an die Brust sinkt.

Ibsen spannt in diesem Drama die sittlichen Triebfedern vielleicht straffer als in irgend einem andern, aber er überspannt sie bis zur Lähmung. Wir bewegen uns in einer Welt von Widersprüchen. Es ist schon außerordentlich bezeichnend, daß durch das ganze Stück in unaufhörlicher Wiederholung sich Ausdrücke ziehen wie: Wahnsinn, unbegreiflich, so gewissermaßen, das ist verrückt, sozusagen, unerklärlich, gleichsam wie eine Art Wunder. Eine entsprechende Stimmung bemächtigt sich auch des Lesers; man sucht nach einer greifbaren realen Grundlage des ganzen Konfliktes, aber unbegreiflich bleibt alles. Es wird in keiner Weise klar, warum sich die Töchter so außerordentlich feindselig gegen ihre Stiefmutter stellen; Wangel selbst ist doch stets des Lobes voll über seine zweite Gattin und preist sein Glück an ihrer Seite. Ellida erwirbt bald nach der Abreise Johnstons mutig ihre innere Freiheit zurück, indem sie wiederholt und mit steigender Schärfe ihm brieflich erklärt, daß zwischen ihnen alles aus sein müsse. Hat sie doch überhaupt keine Forderung nur ganz willenlos über sich ergehen lassen! Dann spricht sie es im Laufe des Stückes wiederholt aus, daß sie an Wangel mit aufrichtiger Liebe hänge, und zwar in sittlichfreiem Anschluß, wenn sie ihm auch einst der Versorgung halber gefolgt sei. Und dann doch dieser haltlose Rückfall in eine seit Jahren überwundene Stimmung! Dem Verlobten gegenüber hat sie ohne alle Umstände die vom Dichter so gern betonte Befreiung ihres Ichs geübt, vom Gatten erfleht sie diese in sklavischer Gebundenheit und Ergebung. In dem letztern Falle treibt sie wirklich nur ein Spiel mit Worten, denn die verlangte Freiheit kann sie sich jeden Augenblick selbst geben. Wie handelt doch Nora? Auch diese ist Gattin; aber sie achtet den Einspruch des Gemahls für nichts und geht ohne Rücksicht ihrer Wege. Wie kann Ellida nach jener aus ihrem Innersten kommenden Absage an Johnston den Sohn Wangel's noch in einem geistigen Ehebruch empfangen! Und als Johnston nun plötzlich erscheint, begrüßt sie ihn in einem Atem als den „erschnten Liebsten“ und fragt ihn gleich darauf: „Wer sind Sie?“ Soll das eine psychologische Feinheit sein, so wohnt ihr jedenfalls ein ganz elementarer Lachreiz inne. Johnston beruft sich darauf, Ellida habe ihm fest versprochen, zu warten, bis er wiederkommen würde, und erklärt gleich nachher, daß „Gelübnisse niemand binden, weder Mann noch Weib!“ Das sind krasse Widersprüche. Durch ihren Ausruf: „Wangel, rette mich vor mir selbst!“ wird eine seelische Unfreiheit der Heldin hingestellt und mit dem Hinweis auf das Geheimnisvolle im Blick des Fremden begründet, das ihre sittliche Verantwortlichkeit aufheben muß. Aber dadurch wird der Charakter undramatisch, und die weitere Entwicklung wirkt auf den Zuschauer nur noch als nutzlose

Quälerei oder gar in unfreiwilliger Komik. Ibsen, der Verfechter der schrankenlosen individuellen Freiheit, gründet hier auf ein Stückchen längst verbrauchter Räuberromantik, auf die geheimnisvolle Nötigung durch einen bloßen Blick, ferner auf eine wunderfame Wirkung aus der Ferne, die mit den Spiritistenscherzen von der vierten Dimension eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, einen dramatischen Konflikt! Daß ein Fremder noch immer Gewalt besitzt über Ellidas Gemüt, nachdem sie sich seit Jahren in ihren Mann ganz eingelebt hat, ihn wirklich hat lieben lernen, das ist einfach ein psychologisches Umding. Selbst zugegeben, sie habe ihr Kind in geistigem Ehebruch empfangen, so ist diesem Fehler die fortwirkende Kraft benommen, seit sie in aufrichtigster Zuneigung ihrem Gatten und nur noch diesem angehören will. Man vergleiche Ibsens gekünstelte Darstellung mit der herrlichen psychologischen Vertiefung eines ganz ähnlichen Konflikts in Goethes Dichtung „Der Gott und die Bajadere.“ Hier die erschütternde, erhebende Lösung nach dem unvergänglichen Grundsatz aller echten Sittlichkeit, daß für menschliche Vergehen eine sühnende Kraft aus der Reinigung der Gesinnung erblühe, dort eine hyperkritische Düsterei, die gleichwohl den gesetzten Zwiespalt nicht anders aufzulösen vermag, als daß Wangel erklärt, jene unheimliche Behauptung über die Augen des Kindes „müsse die reine Einbildung sein!“

Noch würde Ellidas Verhältnis zu ihren Stieftöchtern, die Technik des Stückes in Bezug auf Verwendung von Nebenpersonen zu manchen Bemerkungen herausfordern. Ganz besonders macht die Form, unter der Bolette, die ältere Tochter, sich mit dem Oberlehrer Arnholm verlobt, einen widerlichen Eindruck. Nachdem schon die ganze lange Szene in das unbestimmte Dämmerlicht eines haltlosen Schwankens gerückt gewesen ist, giebt das Mädchen sein Ja endlich mit den Worten: „Ja, ich fange an zu — ich glaube im Grunde — daß es gehen wird!“ Und dann giebt sie sofort ihrer Befriedigung Ausdruck über die auf diese Weise gewonnene Versorgung und die angenehme Aussicht, daß sie nun von dem einförmigen Leben am heimatlichen Fjord hinweg einen Blick in die große Welt werde werfen können. Nur deshalb will sie ihm folgen, und sie nimmt ihn auf dieses Versprechen hin ausdrücklich beim Worte. Kein einziger, nicht der leiseste Herzenston klingt hinein in diese schmachliche Marktszene. Es soll wahrscheinlich „realistisch“ sein, daß Arnholm ihr nicht sofort den Rücken kehrt, der doch zum Überschuß als ein feinsühligter Ehrenmann geschildert ist! Ibsen ist übrigens seiner eigentümlichen Liebhaberei für pathologische Gebilde auch in diesem Stücke treu geblieben. Der „Anack“ — soll heißen Brustübel —, den der junge Nyngstrand früher einmal weg bekommen hat und der immer und immer wieder erwähnt wird, hat doch mit dem wahren Realismus gar nichts zu thun; ebenso wenig der Gruß an die Hebamme, den Wangel's jüngere Tochter ausrichten läßt!

Das ganze Werk macht einen höchst unerquicklichen, weil völlig ungeklärten Eindruck. Der Dichter wollte das Drama von der „eigenen Verantwortlich-

keit" schreiben, aber es ist ihm nur gelungen, das Drama von der „eigenen Unklarheit“ zu schreiben. In keiner Litteraturgattung rächt sich das phantastische Spiel mit unsichern, stützenlosen Stimmungen bitterer, als innerhalb der straffen Architektur des Dramas, die keine losen Steine duldet, sondern nur ganz fest gefügte, mit scharfen Umrissen.

Der geistige Niederschlag in Ibsens Werken zeigt überhaupt zwei durchaus verschiedene und unvereinbare Elemente. Einerseits predigt der Dichter — denn seine sozialen Stücke sind alle Programmarbeiten — das völlige, unumschränkte Ausleben der Persönlichkeit über die dummen Schranken der sogenannten gesellschaftlichen Ehrbarkeit und Sittlichkeit, das Recht der Persönlichkeit auf ungehinderte Entfaltung. Andererseits stellt er die allerstrengsten Forderungen der Moral auf, donnert gegen alles Faktiren, verlangt die strengste Unterordnung unter die ewigen Prinzipien des Sittengesetzes, obwohl „keine normal gebaute Wahrheit auf der Welt länger als höchstens zwanzig Jahre lebt,“ und verliert sich dadurch in einen ungeheuern Widerspruch, den er nicht zu überwinden vermag. Die erste Forderung würde nicht nur zu einem gesellschaftlichen Atomismus führen, den man sich, in die Wirklichkeit überfetzt, gar nicht vorstellen kann, zu einem Krieg aller gegen alle, zur Auflösung aller Kultur, zur vollendeten Barbarei; sie würde auch eben dieses von ihm so streng verteidigte Sittengesetz beseitigen, denn gerade dieses begründet die Schranken, die der Einzelne im Zusammenleben mit andern beachten muß, damit ein solches überhaupt möglich sei.

Schon dieser klaffende Bruch, der durch Ibsens ganze Anschauung vom Menschendasein geht, erschüttert den Sockel, der sein Bild im Tempel der „Realisten“ trägt. Der wahre Realist konstruiert nicht, stellt keine Forderungen an die Menschheit und die Weltordnung, wird nie zum Programmdichter, sondern bescheidet sich in der treuen, absichtslosen Wiedergabe des wirklich bestehenden. Das Einzige, was er — im Gegensatz zum rohen Naturalisten — aus seinem anspruchslosen Ich hinzufügt, ist eine solche Führung der Handlung, daß diese, ganz wie das organische Vorbild der Pflanze, sich naturgemäß zu einer edeln Frucht entfaltet: zur Allgemeingiltigkeit, die die rein äußerlichen Einzelvorgänge erst erhalten, wenn sie aus dem Kreise der Zufälligkeiten in den einer zwingenden logischen Folge erhoben werden. Nicht die Wahrheit allein zeitigt den eigentlichen Realismus in der Kunst, es bedarf noch des erwärmenden Sonnenblicks der Schönheit, wenn er anders wirkliche Kunstwerke gestalten soll. Denn sollte das Kunstwerk, wie der Irrtum heutzutage so aufdringlich geltend machen möchte, schon im photographischen Abbild der gemeinen Wirklichkeit geboren werden, dann kann sich die Menschheit am unvermittelten Anblick dieser Wirklichkeit genügen lassen, die doch immer interessanter sein wird als deren mattes Abbild. Die Wahrheit allein ist Sache der Wissenschaft, und die Kunst bleibt unter ihrer ganz spezifischen Auf-

gabe, wenn sie es der ernstern Schwester gleichthun will. Moritz Carriere eignet sich Spielhagens glücklichen Ausdruck an, daß der Dichter FINDER und Erfinder in einer Person sei; alles scheint gegeben, nach Modellen gearbeitet, und doch ist nichts gegeben, denn nichts kann so verwandt werden wie es gegeben ist. Und Schiller spricht die goldnen Worte: „Zweierlei gehört zum Künstler, daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er durch seine Natur genötigt in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch . . . Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, nicht koizidiren kann.“ Nach Schiller sind also alle poetischen Gestalten symbolisch und stellen immer das Allgemeine der Menschheit dar. Gottschall endlich erklärt mit psychologischem Tiefblick: „Es ist ein bedauerliches Zeichen, daß ganze literarische Richtungen, die nicht nur den Zeitgenossen imponirten, sondern sogar von den politischen Großmeistern beschützt wurden, eigentlich aus ganz abnormalen Seelenzuständen hervorgegangen sind, die mehr in das Gebiet der Seelenheilkunde gehören als in das der Litteratur. Das Interessante solcher pathologischen Entwicklungen hat mit dem Interesse an der objektiven künstlerischen Leistung nichts gemein; es geht aus dem Interesse hervor, das die raffinierte Bildung an allen Mißbildungen und Verzerrungen nimmt, nachdem ihr die organische Gesundheit langweilig geworden ist.“ Das ist leider der Kernpunkt zur Erklärung vieler Erfolge des modernen »Realismus.«

Doch getrost! Wenn sogar schon der theoretisirende Wagemut eines Zola wankt, wenn ein Ibsen einen „Volksfeind“ oder gar eine „Frau vom Meer“ auf lediglich exträurten Grundlagen aufbaut, dann ist die Götterdämmerung nahe, deren sengende Lohe die Schlagwörter ihrer viel befangeneren Jünger hinwegfegen und hoffentlich in einer geläuterten Form wieder aufleben lassen wird.

Ibsen ist, wie gesagt, in seinen sozialen Stücken ein schroffer Programm-dichter und darum natürlich stets einseitig. Indem er gewisse gesellschaftliche Zustände an seinen mehr oder minder hochgespannten Idealen mißt und den

weiten Abstand darlegt, vollzieht er nicht das Werk des Realisten, sondern des vollendeten Pessimisten, und dessen notwendige Ergänzung ist bekanntlich gerade der Idealist. Keinem modernen Dramatiker fehlt mehr die Fähigkeit der objektiven Anschauung, und so erscheint Ibsen als das gerade Gegenteil dessen, als was er nach dem Wunsche mancher Wortführer durch die Literaturgeschichte gehen soll. Er ist der ausgesprochene Idealist, der nur im Unterschiede gegen andre den Beweis für seinen Idealismus e contrario erbringt, aus seiner eigentümlichen Darstellung der Nachtseiten unsrer sozialen Verhältnisse. Gerade der wahre Realist müßte anerkennen, daß nicht alles auf der Welt schlecht und unheilbar ist; dagegen ist es dem Idealisten schwer zu verwehren, seine Träume von Recht und Glück so hoch zu spannen, daß ihnen in der Realität nichts mehr nahe zu kommen vermag. Darüber verliert er aber jeden Boden unter den Füßen, und wir würden ihn mit verlieren, wenn wir auf den Flügeln seiner trügerischen Dialektik ihm in seine Wolkenregionen folgen wollten.



## Die Prüfungskommissionen für Einjährig-Freiwillige



Als im Februar dieses Jahres der Kultusminister im Abgeordneten- haufe die Mitteilung machte, daß die Absicht bestünde, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste von den höhern Schulen zu trennen und diese künftig durch eine besondere Prüfung nachweisen zu lassen, herrschte wohl in Schulkreisen allgemeine Freude darüber. Man glaubte der Lösung der Schulfrage einen Schritt näher gekommen zu sein. Zugleich legte man sich die Frage vor: Wie wird wohl in Zukunft diese Berechtigung nachgewiesen werden? Wird diese Prüfung vor derselben Kommission zu geschehen haben, die jetzt schon in jeder Regierungsstadt alljährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, zusammentritt, oder beabsichtigt der Staat mehrere solcher Kommissionen in jedem Regierungsbezirk einzurichten, oder will er überhaupt andre Einrichtungen treffen? Da nun über diese Prüfungskommissionen in weitem Kreise sehr wenig bekannt zu sein pflegt, so möge über ihre Zweckmäßigkeit und ihre Mängel eine kurze Erörterung gestattet sein.

Die Kommission besteht aus drei ordentlichen und gewöhnlich fünf außerordentlichen Mitgliedern. Die drei ordentlichen Mitglieder sind: ein juristisch